

## Die Zeit - Feuilleton : Natürlich waren wir bestechlich

12/2005

Die Jury ist sich einig: Nur Essen oder Görlitz kann Europas Kulturhauptstadt 2010 sein. Warum?

Bekenntnisse des Jurors

Von Adolf Muschg

Sieben Jurymitglieder, in zehn deutschen Städten empfangen wie die Götter von Sezuan, vergangene Woche ohne Feier verabschiedet: Sie hatten den Dienst (er wäre ganz nach ihrem Herzen gewesen), alle diese Städte als »Kulturhauptstadt Europas 2010« zu küren, nicht getan. Leider hatten sie zwei, höchstens vier dieser Städte auswählen müssen und damit die Kultusministerkonferenz mehrheitlich schwer enttäuscht. Und nun legten die Juroren den Schwarzen Peter, den man ihnen zugeschoben hatte, auch noch mit Überzeugung auf den Tisch: Essen und Görlitz!

Kein Wunder, dass Frau Wanka, Kulturministerin Brandenburgs, den Eindruck machte, sie hätte die Pressekonferenz am liebsten ohne Öffentlichkeit gehabt. Ihr Kandidat Potsdam war nicht dabei, und sie hatte sich bei dessen Unterstützung, als Vorsitzende der KMK, auch noch Zurückhaltung auferlegt. Von ihren Kollegen waren wir anderes gewohnt. Zum Glück blieben uns die Grenzen dieser Huld überaus bewusst. Natürlich war sie Mittel zum Zweck. Aber die Sympathiewerbung schloss Lücken unverhoffter Offenheit nicht aus: Lichtblicke einer absurden Reise. Tausend Kilometer im schwarzen Konferenzbus. Zehn Visitationen in fünf Tagen, jede nach gleichem Drehbuch auf drei Stunden beschränkt.

Wir nahmen, was man uns gab: Fingerfutter, Bücher, Regenschirme

Natürlich war unsere geräderte Gerichtsbarkeit bestechlich. Um es mit Brechts Richter Azdak zu sagen: Wir nahmen. Zum Beispiel erlesenes Fingerfutter während der Hearings, Stapel von nachgereichtem Material (auch teure Bildbände); vor allem nahmen wir Regenschirme. Sie waren uns bei gleichbleibend schlechtem Wetter, für das sich die Stadtväter gleich lautend launig entschuldigten, nötig, selbst für den kürzesten Open–Air–Galopp. Erst im verschneiten Regensburg zeigte sich der Winter malerisch, und auf Bremen schien sogar minutenlang eine kühle Sonne. Keine Konkurrenz für die warme Ausstrahlung Bürgermeister Henning Scherfs, bis er unserm Trupp plötzlich abhanden kam.

Selbstvergessen war er lieber einer Kinderwagen–Familie gefolgt, die ihn angesprochen hatte, und desertierte von der Bewerbung, die uns sein fast schon eingebürgerter Stadtregisseur Martin Heller gerade schmackhaft machte, nach allen Regeln der Zauberkunst: Plötzlich zeichnete eine Tanzgruppe, gefangen in einer verglasten Brücke über der Straße, ausdrucksstarke Figuren in den schon wieder grauen Himmel. Inzwischen stand der Bremer Bürgersinn in Scherfscher Übergröße wieder mitten unter uns, und wir glaubten ihm aufs Wort, dass die Stadt so reich sein könnte, wie sie schön war, wäre sie von ihrem bundesrepublikanischen Hinterland unabhängig wie Singapur.

So machten unkalkulierte Zwischenfälle eine Stadt als Kulturstadt erkennbar. Selbst der Regenschirm Bremens, der kein Logo nötig hatte, bestach uns in seiner rot–weißen Diskretion, die ihn auch in Essen, der nächsten Station, tragbar gemacht hätte. Natürlich bekamen wir dort einen neuen, und natürlich kam uns auch dieser unterwegs abhanden. Essen aber sollte uns bleiben.

Ich war mit schlechtem Gewissen hingekommen, traurig sicher, diese Agglomeration könne es nicht zur Kulturhauptstadt schaffen. Ein Vortrag, kürzlich in der Villa Hügel gehalten, hatte meine touristische Optik des Reviers nicht zu seinem Vorteil verändert. Nun aber geriet sie in Bewegung, und zwar in der Größenordnung Bergsturz. Beim Eintritt der Jury in die Bochumer Jahrhunderthalle standen am frühen Sonntagvormittag zum Geschmetter einer Bläsergruppe wohl fünfzig Bürgermeister in der Runde, schweigend wie eine demonstrierende Knappschaft. Dazu bewegte sich eine Schauspielerin aus der unendlichen Tiefe des Raums auf uns zu und rezitierte eine mythologische Beschreibung des Reviers.

Das hätte schon zu viel sein können, doch es wurde immer noch mehr. Eine ganze Landschaft enthüllte sich in drei Stunden als Bühne eines umfassenden Trauerspiels, dessen Besetzung unscheinbar oder spektakulär den Untergang verweigerte. Wo immer wir hinkamen, waren Häuser, Siedlungen, Industriedenkmäler mit dem Umlernen im größten Stil beschäftigt, und die neue Sprache war nicht nur diejenige einer spezialisierten »Kultur«: Sie schlug Brücken über den ebenso monumentalen wie unvermeidlichen Bruch mit der industriellen Vergangenheit. Was die Zeit schon abgeschrieben hatte, war ihr, als urbanistische Avantgarde, plötzlich wieder voraus. Das ehemalige Revier atmete nicht mehr Staub, sondern Zukunft.

Nach der Augenöffnung in Essen begann gleich die Treuepflicht gegenüber früheren Eindrücken zu bohren. Die Erinnerung an das tapferere Halle, das nicht bloß gute Miene machte zur bösen Geschichte seines Ab– und Rückbaus, sondern ihr ein neues Gesicht abgewonnen hatte ohne Kosmetik, die seine spröde Schönheit nicht nötig hatte. Nachdrücklich meldete sich auch das Bild des feinen Lübeck zurück, der ersten Stadt einer alten und einer neuen Hanse mit ihrem ungebrochenen Bürgersinn, der aus jedem Haus, jedem Wort und mancher Stiftung sprach. Ein Ort der Literatur; hätte ich meinem eigenen Zunftinteresse als Schriftsteller folgen dürfen, es hätte Lübeck sein müssen, keine andere.

Leider auch Bremen, aus verwandten, nicht weniger starken Gründen, diese einwandfreie, zu jeder großen Tat so wohl gerüstete Stadt. Von Görlitz einstweilen zu schweigen aber Potsdam! Wie konnte es Potsdam nicht sein? Und warum nicht Braunschweig, diese schwer getroffene Stadt, die sich mit der Zeichensetzung in ihrer Mitte, dem geräumten Schlossplatz, immer noch schwer tut und uns lieber zuerst das VW–Signet vorzeigte. In Wolfsburg bleibt die renovierte Vergangenheit der Industriegesellschaft beweglich und nimmt sich, in Bauten und Baustellen wie derjenigen der Auto–Universität, Zukunft in großem Format heraus auch dies keine Frage.

Wir hatten keinen Armuts- oder Mitleidsbonus zu vergeben

Viele Fragen. Im strengen Stillschweigen, das alle Juroren, bis zur Schlussverhandlung in Regensburg, über ihr persönliches Ranking wahrten, lauerte auch eine stillschweigende Bereitschaft zum Verrat. Rationalisiert etwa in der Frage, ob eine bestimmte Stadt, für sich schon »kulturell« überzeugend genug, die »Hauptstadt« denn noch nötig habe. Andererseits: Wir hatten keinen Armuts- oder gar Mitleidsbonus zu verteilen. Eine »Kulturhauptstadt« sollte auch für den Touristen aus Zaragoza attraktiv sein □ der Himmel weiß, warum gerade er unter uns sprichwörtlich wurde.

Dennoch: Die viktorianische Sympathie für den undeserving poor reiste immer mit, und das war leichter zu erkennen als abzuwehren. Halle führte uns als Erstes in die »Platte«: Wir blickten hautnah in das triste Ende einer sozialistischen Zukunft. Wie alt sah sie aus, diese Neustadt ihretwegen hatte man die wirklich alte, jetzt wieder hoch ansehnliche, mit einer barbarischen Ausfallachse verwundet, haarscharf am Klosterkörper der Franckeschen Stiftungen vorbei. Der städtebauliche Blick musste findig sein, um aus dem Ruinenwert der Vergangenheit nicht nur das Beste zu machen, sondern etwas Gutes.

Verunglückter Städtebau: keine Schuldfrage, auch keine des politischen Systems. Kassel: ähnlich umfassend ausgebombt wie Braunschweig, zum zweiten Mal hoffnungsvoll umgepflügt im Nachkrieg, als »modern« für eine Stadt so viel heißen wollte wie: autogerecht. Mit der Folge, dass historische Zentren heute durch Verkehrskreuzungen besetzt sind: von Ampeln artikulierte Leere. Und das am Fuß der gewaltigsten Land Art Deutschlands. Es fiel Kassel offenbar nicht leicht, die Auszeichnung seiner Wilhelmshöhe, dieser Sprungschance in absolutistische Übergröße, zu akzeptieren. Mit der Documenta gleichsam am andern Ende des Kulturspektrums, will es sich eher zeigen. Aber wie sehr gehört das periodisch steigende Feuerwerk der Avantgarde zu dieser Stadt? Sie wirkt noch immer, als getraue sie sich nicht, die Mitte der Republik einzunehmen, in der sie sich nur geographisch befindet.

Noch liegt ein Trauerakzent auf Kassels Selbstentwurf als Museumsstadt. Wo sonst (außer in Wien) gibt es ein Museum für Sepulkalkultur? Darin begegneten wir Fotoporträts, paarweise gehängt, »vorher und nachher« □ alle Gesichter hatten durch Sterben klar gewonnen. Die Schwerpunkte der Kulturstadt erscheinen weiträumig ausgelagert wie der neue ICE-Bahnhof Wilhelmshöhe, während der alte, lokal immer noch im Betrieb, schon zu einem verschämten Kulturhaus mutiert. So ist in vielen Städten der Umbruch des Jahrhunderts zur kulturellen Szene geschrumpft; im Ruhrgebiet aber hat er eine ganze Region gewendet und das Unterste zuoberst gekehrt. Als wir am Ende der Reise eine Probeabstimmung veranstalteten, waren wir vom Ergebnis nicht überrascht.

»Natürlich Essen« diesen Slogan gab es nicht, nichts daran hätte gestimmt. An dieser Kandidatur ist nicht einmal der blaue Himmel »natürlich«, den ein Wahlversprechen der siebziger Jahre verhielt. Wenn im Revier etwas natürlich heißen darf, so ist es die Avantgarde, die uns eine Pantomime eines Mitglieds der Truppe Pina Bauschs in perfekter Beiläufigkeit präsentierte. In Regensburg war uns ein Künstlerhaus gezeigt worden, durch das uns sein Stifter so bescheiden führte, als wäre er der Hausmeister; stimmungsvolle Ateliers hinter dem Balkenwerk eines taktvoll renovierten Mittelalters. Das Ruhrgebiet dagegen: ein einziges Atelier, alles andere als taktvoll, aber durchpulst vom Rhythmus eines großen Herzens. Wir mochten Essen nicht gegen Regensburg ausspielen, dieses spät, darum fast sündenfrei renovierte Stück gotischen Mittelmeers an der Donau. Regensburg bestach uns nicht weniger als Lübeck oder Potsdam. Dennoch waren wir uns unseres Urteils sicher genug, dass wir uns auf zwei Städte beschränkten: im vollen Bewusstsein seiner Ungerechtigkeit.

Die andere Stadt: Görlitz. Wir waren einmütig in sie vernarrt geblieben, und am Ende gestanden wir es uns wie eine heimlich geteilte Liebe. Was machte Görlitz so anders? Zuerst: Es war nicht eine Stadt, und auch nicht fünfzig Städte, aber zwei: Görlitz und Zgorzelec. Die polnische Stadt ist so verschlissen, wie man sich Städte im Osten vorstellt, und die Front, die es der Neiße zukehrt, lückenhaft wie ein ungepflegtes Gebiss. Aber die 1945 aus Ostpolen umgesiedelte Bevölkerung hat Kinder, sie nimmt sich Zukunft heraus. Ihre Stadt wirkt improvisiert wie das Modell des »Brückenparks«, das uns ein Pole, dem keinerlei Status anzusehen war, hinter der offenen Heckklappe seines Lieferwagens wie in einem Bauchladen präsentierte, und gleich daneben war noch die Schusterwerkstatt des Mystikers Jakob Böhme zu sehen. Aber das Spektakulärste am polnischen Neiße-Ufer mit seinen Ödflächen, Stundenhotels und verstaubten Läden bleibt einstweilen der Blick auf das deutsche Görlitz.

»Die schönste deutsche Stadt«, hatte es in der Erstfassung des Juryberichts noch geheißen; das durfte so nicht stehen bleiben, aber wahr bleibt es doch mehr und weniger. Vom Renaissancepalast bis zum Jugendstilkaufhaus: alles noch beim Alten, unzerstört und unberührt? Ja aber die Bevölkerung ist kaum weniger ausgewechselt als in Zgorzelec. Michael Guggenheimer aus der Schweiz zeigte uns in der perfekt restaurierten Synagoge die Ehrentafel an der Wand, die der jüdischen Gefallenen im Ersten Weltkrieg gedachte. Die Namen hatten die Nazis weggemeißelt, den Stahlhelm darüber stehen lassen. Hätte Guggenheims Mutter als junge Frau 1933 nicht rechtzeitig aus Görlitz fliehen können, wäre er nicht zur Stelle, um uns die persönliche Geschichte eines Wahl-Görlitzers zu erzählen.

Wir waren ungerecht. Am Ende tranken wir mit gelösten Zungen

Heute könnte Görlitz wieder zentral liegen, wie früher. Aber die Grenzen, die es von seinem angestammten schlesischen und böhmischen Hinterland trennen, sind auch in der EU noch real genug. Immerhin: Im Kindergarten von Görlitz können die arbeitenden Mütter aus Zgorzelec ihre Kinder lassen; im deutschen Theater wird polnisch gespielt; das Kulturhaus der polnischen Stadt als Kuppelbau das Gegenstück der Synagoge wird auch von Deutschen frequentiert. Das physikalische Kabinett von Görlitz: ein Juwel, wie die historische Bibliothek der Naturwissenschaften. Görlitz, Aschenputtel und Königin zugleich, ist keine Potemkinsche Bilderbuchstadt, sondern ein kultureller Arbeitsplatz erster Güte. Zwei Städte, die ihren europäischen Beruf nicht suchen müssen, sondern täglich ausüben.

Bei dem Votum für Görlitz, auf der Schlussitzung in Regensburg, blickte der Dom durchs Fenster, verhangen und gewaltig. Schuldbewusst blickte ich zurück. Wie war das mit Karlsruhe? Die perfekte Kandidatur. Es fehlt ihr an nichts: weder an urbaner Substanz noch an kultureller Einrichtung, schon gar nicht an einer kultivierten europäischen Umgebung. Alles stimmte: die Rede des Ministerpräsidenten im Saal des Verfassungsgerichts, das Grummeln Wolfgang Rihms als City-Guide, der spekulative Talk mit Peter Sloterdijk im ZKM, der zum Mekka der Moderne umgerüsteten Munitionsfabrik. »Mit Recht. Karlsruhe« ein gedeckter Scheck mit origineller Unterschrift. Denn: »Recht« sollte das Leitmotiv der Kulturhauptstadt sein. Die neue Verfassung der historischen Stadt war es, die ihre Luft »frei« machte und ihre Bewohner erst zu Bürgern im vollen Wortsinn. Die Bewerbung Karlsruhes stütze sich auf das Dokument seiner Gründung: den Privilegienbrief von 1715. Wahrlich, es ist immer noch eine privilegierte Stadt. Aber wir waren ungerecht.

Wir hatten uns für zwei Städte entschieden nicht gegen acht andere. Jan Hendrik Olbertz, Kulturminister von Sachsen-Anhalt, war der

Einzig, der nach der Pressekonferenz auf uns zukam. Sein Halle sei es nun leider nicht, doch er freue sich für Görlitz. Das kam einem Dank an die Jury noch am nächsten; seine Kollegen hatten Dringenderes zu tun. Sie mussten zu ihrem Bankett.

So luden wir uns selbst in ein nahes Restaurant ein, drei Mitglieder der Jury, ihre Vorsitzende Isabel Pfeiffer-Poensgen, die trefflich Regie geführt und sogar unsere Zungen gut gehütet hatte, und ihre beiden Mitarbeiter von der Kulturstiftung der Länder. Wir fragten uns, was sich die Kultusminister aus unserem Vorschlag wohl machen würden. Ihn, wie versprochen, unbesehen nach Brüssel weiterreichen? Oder drohte dem kompakten Paket die Aufschnürung nach allen undurchsichtigen Regeln politischen Proporz, die Anreicherung mit immer frischen Zankäpfeln? Gott befohlen! Unsere konspirative Verbindung war zu Ende; jetzt tranken wir mit gelösten Zungen auf die gewachsene Verbundenheit. Als ein Tisch frei wurde, blieb darauf ein Täfelchen stehen: »2. deutscher Insolvenzrechtstag«. Ich drehte es um. Die Rückseite war weiß.

Der Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg, Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Künste, war Mitglied der Jury, die im Auftrag der Kultusministerkonferenz zwei deutsche Städte als Kandidaten für die Europäische Kulturhauptstadt 2010 vorschlagen sollte